universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

William Shakespeare

Wolff, Max Josef

Leipzig, 1903

V. Brutus und Hamlet

urn:nbn:at:at-ubi:2-5513

V.

Brutus und Hamlet

Gebildet ist ihr Geist, doch nicht zur That.

Goethe.

Wenn wir Schillers jugendliche Helden von Karl Moor bis zu Demetrius betrachten, so wird jedem, selbst dem Unbefangensten, eine starke Familienähnlichkeit zwischen ihnen auffallen. Das ist eine interessante Beobachtung, beweist aber nur so viel, dass dem Dichter eine gewisse Art idealbegeisterter Jünglinge sein ganzes Leben hindurch sympathisch geblieben sind. Von einer bewussten Aehnlichkeit oder von einem in der Aehnlichkeit beabsichtigtem Gegensatz kann nicht die Rede sein; nicht einmal in Stücken, die zeitlich aufeinanderfolgen wie Don Carlos und Maria Stuart, hat Schiller daran gedacht, Marquis Posa, den jesuitischen Revolutionär und den revolutionären Jesuiten Mortimer in ein bewusstes Verhältnis zu bringen. Auch Goethe hat den Typus seines Jugendwerkes, den schwankenden Weislingen, in späteren Dichtungen mehrfach wiederholt, aber die Verwandtschaft zwischen ihm, Fernando und Clavigo ist zwar durch seelische und äussere Vorgänge im Leben des Dichters erklärlich, aber doch nur zufällig und unbeabsichtigt. Kleists zerbrochener Krug und König Oedipus von Sophokles sind einander so ähnlich, als eine Komödie einem Trauerspiel überhaupt ähnlich sein kann, und doch war es nicht die Absicht des deutschen Dichters, eine Parodie auf das Drama des Griechen zu schreiben. Eine Aehnlichkeit zwischen verschiedenen poetischen Werken oder Gestalten gewinnt erst dann eine tiefere Bedeutung, wenn sie von dem Dichter in bestimmter Absicht herbeigeführt ist; dann werden wir durch einen Vergleich des ähnlichen, bezüglich des abweichenden in die Lage kommen, gerade aus ihnen die letzten

Ziele des Dichters aufzudecken. Im Kaufmann von Venedig ist es kein Zufall, dass bei der Wahl des Gatten sowohl Porzia wie Jessika in Bezug auf ihren Gehorsam gegen den Willen des Vaters geprüft werden, wie sich im Lear mit Notwendigkeit die Tragödie der kindlichen Impietät im königlichen und Glosterschen Hause wiederholt. Zwischen verschiedenen Stücken finden wir die antithetische Behandlung im besonderen Masse zwischen Cymbeline einerseits und Lear und Othello andrerseits von Shakespeare angewendet. Der erste Entwurf des Schauspieles war eine Vorstudie zu den beiden Tragödien. Wie Jachimo nach Namen und Stellung ein nicht tödlich wirkender Jago ist, so entspricht Postumus dem Othello, Lear dem sanfteren König und Imogen der Cordelia. Auch die Probleme sind die gleichen, das der Eifersucht verbindet Cymbeline mit Othello, das der Kindes- resp. Elternpflicht mit Lear. In ähnlicher Weise berühren sich auch zwei andere Dramen unseres Dichters, Julius Cäsar und Hamlet. Nicht nur dass die politische Stellung und der Charakter des Helden naheliegende Vergleichspunkte bieten, so ist vor allem die Aufgabe, die dem römischen Freiheitskämpfer Brutus und dem düstern Dänenprinzen gestellt wird, wenn wir sie auf ihre Wurzel zurückführen, die gleiche. Es ist fast, als habe sich der Dichter im Hamlet die Frage vorgelegt, wie würde in unserer Zeit ein Mann handeln, dem eine Aufgabe ähnlich der des Brutus zufällt. Ueber den Grundgedanken ist das Drama allerdings weit hinausgewachsen, trotzdem dürfte es von Interesse sein, den verbindenden Zügen der beiden Gestalten nachzugehen, da es uns vielleicht auf diesem indirekten Wege, indem wir von dem einfacheren Charakter zu dem komplizierteren aufsteigen, gelingt, etwas zur Lösung des schwierigen Hamletproblems beizutragen.

Dass hier mehr als eine zufällige Uebereinstimmung vorliegt, wird schon durch äussere Gründe erwiesen. Vermutlich arbeitete der Dichter an beiden Dramen zu gleicher Zeit, auf jeden Fall sind sie kurz nacheinander erschienen, erst Cäsar,

dann Hamlet. Wie sehr Shakespeare bei Schaffung des letzteren noch durch die Römertragödie gefesselt war, ersehen wir aus den häufigen Anspielungen auf den Imperator, denen wir im Hamlet begegnen. Horatius, der sich selbst mehr als alter Römer denn als Däne fühlt, und sein königlicher Freund philosophieren über sein Schicksal auf dem Friedhofe, Polonius hat ihn gespielt, eine Erinnerung, die er kurz vor seiner Ermordung durch Hamlet auspackt, dem dadurch die Rolle des Brutus zugewiesen wird. Ein Umstand spricht aber in ganz besonderem Masse für die enge Verwandtschaft, die nach Meinung des Dichters selbst zwischen den beiden Gestalten besteht. Von einer Rede Brutus' an das römische Volk nach Cäsars Ermordung findet sich bei Plutarch keine Spur, wohl aber bei Belleforêst eine solche, die Hamlet nach Bestrafung seines Oheims zur Rechtfertigung seiner blutigen That an die herbeiströmenden Dänen hält; sie ist das Vorbild zu Brutus' Ansprache,[54] wie auch seine Lage mit der Hamlets in der Chronik identisch ist. Ueberhaupt ist die Hamletfabel, wie sie Shakespeare in seinen Quellen und in einem älteren Stück vermutlich von Kyd vorfand, aus der römischen Geschichte entlehnt, eine Nachbildung der älteren Brutussage. Der freiheitliebende alte Römer ist nicht nur der Stammvater und das Vorbild von Shakespeares Marcus Brutus, sondern auch der geistige Ahnherr Hamlets.

Schon die politischen Verhältnisse sind in beiden Dramen, in Rom wie in Dänemark, ähnlich. Unheilschwangere Wolken ballen sich über dem Gemeinwesen zusammen, und widernatürliche Zeichen und Wunder deuten auf eine schwere Zukunft. Die Gräber öffnen sich und geben ihre Toten heraus, die hier wie dort verderbenverkündend umherirren.

Im höchsten, palmenreichsten Stande Roms,
Kurz vor dem Fall des grossen Julius, standen
Die Gräber leer, verhüllte Tote schrieen
Und wimmerten die röm'schen Gassen durch.
Dann feuergeschweifte Sterne, blut'ger Tau,
Die Sonne fleckig; und der feuchte Stern,

Dess' Einfluss waltet in Neptunus' Reich,
Krankt an Verfinst'rung wie zum jüngsten Tage.
Und ebensolche Zeichen grauser Dinge —
Als Boten, die dem Schicksal stets vorangehn
Und Vorspiel der Entscheidung, die sich naht —
Hat Erd' und Himmel insgemein gesandt
An unsern Himmelstrich und Landsgenossen.[55]

So spricht Horatio zu Beginn des ersten Aktes und weist dadurch geflissentlich auf den Vergleich mit der römischen Tragödie hin. In beiden herrscht die gleiche elektrische Spannung, die Wolken sind geladen, eine Katastrophe bereitet sich vor. In Rom wie in Dänemark hat sich ein einzelner Mann durch List und Macht in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt. Er macht zwar von der erworbenen Herrschaft keinen ungerechten Gebrauch, das müssen Cäsar selbst seine Gegner zugeben, wie auch König Claudius, soweit er als Regent handelnd in Erscheinung tritt, die staatlichen Angelegenheiten wohl zu verwalten weiss. Dennoch stehen ihnen die Vertreter der legitimen Ordnung misstrauisch und schmollend gegenüber, in Rom sind es die alten Republikaner, in Dänemark Hamlet, der, wenn er auch bei dem schwankenden Charakter der Erbfolge, kein Recht auf den erledigten Thron besitzt, doch als mündiger Sohn des verstorbenen Herrschers einen Anspruch auf die Königswahl zu haben glaubt. In der Armee und im Volke neigen viele zu ihm hin, wie wir an Horatio, Marcellus und Bernardo erkennen. Die politischen Momente treten zwar für Hamlet gegenüber den persönlichen in den Hintergrund, aber auch er sieht in dem König den Usurpator, der seine besseren Rechte verletzt hat und nennt ihn

Einen Beutelschneider von Gewalt und Reich,
Der weg vom Sims die reiche Krone stahl
Und in die Tasche steckte.

Wie es nicht anders sein kann, hat die Revolution von oben aufregend auf die Massen gewirkt, das Rechtsbewusstsein des Volkes ist schwer erschüttert, und jeder Aufwiegler, der mit goldenen Versprechungen, ja nur mit der Verheissung

einer politischen Umwälzung auftritt, kann auf ein nur zu williges Gehör bei der Menge rechnen, wie der Aufstand des Laertes auf der einen Seite beweist, auf der andern Brutus' und Antonius' Reden, die den Pöbel ohne Schwierigkeit in entgegengesetzter Richtung mit sich fortreissen. Die Hoffnung des Volkes resp. der Unzufriedenen, denn dass es solche auch in Dänemark giebt, geht aus dem starken Zulauf des rebellischen Laertes hervor, knüpfen sich an Brutus und Hamlet. Obgleich sie beide des fascinierenden Zaubers auf die Menge, der eigentlichen Ursache der Popularität, ermangeln, stehen sie bei dem Volke in hoher Gunst und Achtung. Hamlet ist so beliebt, dass König Claudius ihn öffentlich nicht anzutasten wagt, und ohne Brutus ist die Verschwörung unmöglich, da nur sein allgemein verehrter Name die schwere That annehmbar machen kann.

Die Popularität verdanken sie in erster Linie ihrer Abstammung; Hamlet ist der Sohn des glorreichen Dänenkönigs, der durch weise Regierung und persönliche Tapferkeit das Reich ausgedehnt hat, und Brutus ist dem vornehmen Geschlecht der Junier entsprossen, das dem Staat schon einmal einen Befreier geschenkt hat, so dass in schwerer Zeit sich die Blicke aller von selbst auf sie richten. Sodann aber ist sie durch persönliche Eigenschaften wohl erworben. In einer Zeit, da alles nach materiellen Vorteilen strebt, stehen sie uneigennützig in dem wogenden Meer der begehrlichen Leidenschaften. Gegen niedriger Gestellte sind beide voll Herablassung und Rücksicht, die sich bei Brutus in der freundlichen Behandlung seiner Diener und der Schonung der armen Bauern während des Feldzuges äussert, bei Hamlet, dem in dem Verkehr mit dem aufgeblähten Hofgesinde kein Spott zu bissig, kein Witz zu scharf ist, in dem freundlichen Entgegenkommen gegen die Männer des gemeinen Volkes, die armen Schauspieler und die silbenstechenden Totengräber.

Sie sind ästhetische Naturen; gegen die wüsten Zechgelage, denen ihre roheren Standesgenossen, König Claudius

und Antonius huldigen, haben sie eine vornehme Abneigung, die beide in scharfen Worten zum Ausdruck bringen. Statt dessen sind sie Liebhaber von geistigen Genüssen, Freunde der Philosophie, Verehrer der Wissenschaften und Künste, insbesondere der Musik, in der beide den Wiederhall ihrer zarten und nervösen Stimmungen finden. Mit der Philosophie haben sie sich auf das innigste beschäftigt, Brutus hat die Schule des Pythagoras durchlaufen und die Lehren der Stoa in sich aufgenommen, während Hamlet zu Wittenberg vermutlich den Worten Giordano Brunos gelauscht hat[56] und in begeisterter Liebe zu Horatio, dem praktischen Jünger Zenos aufblickt. Dieser Zug ist bei Shakespeare, dem abgesagten Feind aller Philosophie, doppelt bedeutungsvoll und dient wesentlich zur Erklärung von Brutus' und Hamlets Charakter. Durch die intensive philosophische Beschäftigung ist der in beiden schon vorhandene Hang zum Nachsinnen, Grübeln und Erwägen noch vermehrt worden. Wie das Denken auf der einen Seite ihren Intellekt und ihre Verstandesthätigkeit geschärft hat, hat es auf der andern ihre schon in geringem Masse vorhandene Thatkraft noch mehr untergraben. In dieser Beziehung stehen sie in einem ausgesprochenen Gegensatz zu allen bisherigen Helden des Dichters; das waren Männer aus einem Gusse, geschlossene Persönlichkeiten, voll Vertrauen in die eigene Kraft, voll Glauben an sich selbst im Guten wie im Bösen. Bei ihnen war Wünschen, Wollen und Handeln eins, unbedenklich schreiten sie vom Gedanken zum Entschluss, vom Entschluss zur That. Die Thatenfreudigkeit Percys oder König Heinrichs V. besitzen weder Hamlet noch Brutus. Der Weg vom Kopf bis zur Faust ist bei ihnen lang und durch alle Hindernisse gesperrt, die eine grübelnde Bedenklichkeit aufbauen kann. Als reflektierende Naturen haben sie eine angeborene Scheu vor der That, die als etwas nicht mehr zu Aenderndes, nicht mehr zu Besserndes sie mit Schrecken erfüllt. In einer Zeit, da es gilt, Hammer oder Ambos zu sein, sind sie mit ihrem weicheren Wesen nicht am Platze-

Die sanfte Gemütsart wird als Grundzug von Brutus' Wesen ausdrücklich von Antonius festgestellt (V, 5), wie Hamlet von sich erklärt, es fehle ihm an Galle, und seine Mutter ihn geduldig wie ein Taubenweibchen nennt. Das Pathos, die kräftige, offensive Leidenschaft, geht beiden ab, sie können den Feind nicht hassen, dem sie gegenübergestellt sind. Brutus ist weit entfernt von dem tyrannenfressenden Hasse eines Cassius, er muss sich Cäsars Persönlichkeit erst verstandesmässig in ihre Elemente zerlegen, um ein Ziel für seine Abneigung zu finden, und Hamlet, der gewiss allen Grund hat, seinen Oheim zu hassen, schmäht, verhöhnt und verachtet ihn, aber zu einem gesunden, kräftigen Hass, der Vorbedingung des siegreichen Stosses, bringt er es nicht. In den Aufzeichnungen und Briefen bedeutender Feldherren ist mir immer die persönliche Schärfe aufgefallen, mit der sie den Gegner, der ihnen auf dem Schlachtfeld gegenübersteht, betrachten, selbst die Mitteilungen eines so verstandeskühlen und humanen Mannes wie Moltke sind, zum mindesten während der Kriegszeit, von tiefem Franzosenhass erfüllt, aber darin äussert sich gerade der Wille zum Sieg, das Geheimnis des Erfolges, der den glücklichen Ausgang an die Fahne des Kämpfers bannt. Anders Brutus: Als er zur That schreitet, geschieht es mit dem Tod im Herzen, lieber brächte er sich selber um als den grossen Julius (V, 5), und nur mit halbem Mute zieht er in die Schlacht von Philippi, während Hamlet denselben Zug in gesteigertem Masse aufweist und aus Mangel an leidenschaftlicher Energie überhaupt nicht zum Handeln kommt. Beide sind passive Naturen, weniger geeignet, für ihre Sache zu leben und zu siegen als zu dulden und zu sterben, wie es dem grübelnden, handlungsunlustigen Philosophen angemessen ist. Das Denken hat seinen Fluch an Hamlet und Brutus bewährt. Dem Leben und dem, was es zu bieten hat, stehen sie nicht mehr naiv gegenüber, in der Reflexion ist ihnen die Unzulänglichkeit alles Irdischen aufgegangen, und alle Werte haben sie auf das richtige, sogar

unter das richtige Mass reduziert. Die Welt und ihre Herrlichkeit lockt sie nicht mehr, sie sind ohne Ehrgeiz; Brutus würde gern mit dem ärmsten Dorfbewohner tauschen (I, 2), wie Hamlet, der dem Usurpator am wenigsten die Krone missgönnt, in einer Nussschale wohnen und sich für einen König von unermesslichen Gebieten halten könnte. So hat das Leben für sie selbst nur einen bedingten Wert; noch ehe der Geist ihm erschienen ist, trägt sich Hamlet mit Selbstmordgedanken, dem Trost des Melancholikers, der in allen seinen Monologen wiederkehrt, und Brutus verwirft zwar der Pythagoräischen Lehre gemäss den Selbstmord, aber es ist ein rein schulmässiges Verwerfen. Seine Reden sind von Todesgedanken durchzogen, und wie es der Ausgang bestätigt, fühlen wir, dass er trotz des Pythagoras den „römischen Narren" spielen und eine Niederlage nicht überleben wird.

Für ihn sowohl wie für Hamlet ist der Tod die endliche Erlösung, die Befreiung von den „Mühen dieser herben Welt", eine Seligkeit, die ihm nach langer Qual die keuchend getragene Bürde des Lebens abnimmt. Ihr Fall ist nicht die unerbittliche Vollziehung eines tragischen Schicksalspruches, sondern das gnädige Scheiden eines Mannes, der mit seinen hohen Anschauungen nicht in seine Zeit passt, wie seine Zeit mit ihren Anforderungen nicht zu ihm passt. Das ist der Bruch, der durch ihr ganzes Leben geht und der erst durch den Tod geschlossen wird. Brutus, wenigstens der Brutus, den uns der Dichter schildert, wäre in der guten Zeit der Republik ein zweiter Cincinnatus geworden, und Hamlet hätte sich als Beherrscher eines friedlichen, konstitutionellen Staates zweifellos höchst königlich bewährt. Er hätte die Verfassung wie ein Heiligtum verehrt, Künste und Wissenschaften gefördert, in seiner von Staatsgeschäften nicht allzu stark in Anspruch genommenen Zeit selbst zur Feder gegriffen und, wie Paulsen[57] geistvoll bemerkt, ein Buch de contemptu mundi geschrieben. In der eisernen Zeit, in die sie zu ihrem Unglücke gestellt sind, sind sie und fühlen sie sich am un-

rechten Platz; sie sollen ausserhalb des Gesetzes, ja gegen das Gesetz handeln, und das wollen und können sie nicht, sie können nicht gewaltsam zugreifen und den Knoten zerhauen, der nicht zu lösen ist. Nicht dass es ihnen an persönlichem Mut fehlt, eine Eigenschaft, die mit Todessehnsucht und Lebensverachtung nicht unbedingt verbunden ist; Hamlet und Brutus stehen im Kampfe in der vordersten Reihe, dieser bei Philippi, jener bei dem Angriffe der Seeräuber. Es fehlt ihnen an Leidenschaft, wie sie einem Cassius und Laertes, einen Clifford und Richard von York beseelt, in der die Stärke jedes Menschen, besonders aber des Shakespeareschen liegt. Durch diesen Mangel sind Brutus und Hamlet schwach. Charakteristisch ist für beide das Bedürfnis nach Anlehnung, „der Starke ist am mächtigsten allein", Hamlet und Brutus haben ein hochentwickeltes Gefühl für Freundschaft, ersterer braucht seinen Horatio, dies wandelnde stoische Prinzip, letzterer seinen Cassius, wie der mit Gott und Welt zerfallene, jugendliche Shakespeare sich in Klagen um einen mitfühlenden Freund verzehrt.

Das Missverhältnis der sie umgebenden Aussenwelt zu der eignen Innenwelt erfüllt sie mit quälendem Unbehagen und Lebensunmut, ohne dass sie ihrer Naturanlage nach Melancholiker sind. Sie sind Idealisten; in ihren Gedanken haben sie sich nach hohen Ideen ein Bild von Welt und Menschen gemacht, dem sie selbst zwar nachzuleben versuchen, das aber überhaupt oder wenigstens in dieser Zeit keine Aussicht auf Verwirklichung hat. Solange sie in ihrem Studierzimmer sassen, war es möglich, das schöne Ideal unversehrt zu bewahren, bei dem ersten feindseligen Anprall der Aussenwelt muss es in Scherben gehen, und dieser Zwiespalt wird beiden zum Verhängnis. Brutus, der idealbefangene Republikaner muss es erleben, dass sein Volk sich sklavisch der Alleinherrschaft unterwirft, während Hamlet, bei dem die politischen Erfahrungen noch durch persönliche gesteigert werden, die Grossen des Reiches und besonders seine eigene Mutter das

Regiment und die Liebe seines edlen Vaters gegen die seines unbedeutenden Bruders eintauschen sieht. Der Rückschlag der Ereignisse in Gestalt eines tiefen Pessimismus kann natürlich nicht ausbleiben. Aber wie dem Sammler seine Raritäten nicht wertlos werden, weil die Welt den Preis für sie nicht zahlen will, so für Hamlel und Brutus ihre Ideale. Die Menschen können ihre sittlichen Forderungen nicht einlösen, gut, so behalten wir sie für uns, denn, wenn man auch schon durch Geburt zu der verdorbenen Gemeinschaft der Menschen gehört, so ist doch das Streben schon rühmlich, als sittliches Ausnahmewesen unter der verkommenen Masse zu leben. Sittlichkeit ist der innerste Kern ihres Seins. Alles Gemeine ruft in ihnen das Gefühl des Ekels hervor, der sich in Hamlet bei den verschiedensten Gelegenheiten äussert, bei Brutus in der Härte, mit der er die vielleicht sogar notwendigen Durchstechereien des Cassius verurteilt. Tief sittlich sind auch ihre Beziehungen zum Weibe, Brutus' Ehe mit Portia entspricht den höchsten Anforderungen, ebenso wie Hamlets Gefühle für Ophelia durch keine unlautern Gedanken getrübt sind. Die alte Frage, ob sie im physischen Sinne seine Geliebte gewesen sei, muss nicht nach ihrem, sondern nach seinem Charakter unter allen Umständen verneint werden. Ophelia würde uns dadurch nicht weniger wert, dass sie neben ihrem Herzen auch ihren Leib dem Geliebten überlassen hätte, auf Hamlets Charakter würde es einen argen Flecken hinterlassen und das Bild des gerechten Rächers zu einer Karikatur verzerren.

Sittliches Bewusstsein und das aus ihm entspringende Pflichtgefühl sind es, die Hamlet wieder und wieder zu einer That treiben, die seinem Wunsch fern liegt und die seine philosophische Erkenntnis verwirft. Ebenso ist es mit Brutus, moralische Erwägungen, nicht eigne Leidenschaft bestimmen ihn zu Cäsars Ermordung, eine That, die seinem ganzen Wesen widerstrebt. Auf der andern Seite vermögen sie ihn aber auch, des Antonius zu schonen, wodurch er den Erfolg des ersten Schrittes aufhebt und für sich selbst das Verderben

beschwört. Als Gegenstück hat der Dichter die kurze Proscriptionsscene eingeschoben (IV, 1). Die Triumvirn wissen, wie man Politik treibt, und lassen sich nicht durch moralische Bedenken zurückhalten, sie gehen über die Leichen der Schuldigen und Unschuldigen, ja, der eignen Brüder hinweg und erreichen dadurch ihr Ziel.

Durch Cäsars Tod, dieser „sittlichen Mordthat", entwickelt sich Brutus zum typischen Moralisten. Der grosse Julius hat um das Recht geblutet (IV, 3), ein Mann, der ihn „gerichtet" hat, darf natürlich nicht um eines Haares Breite von der moralischen Linie abweichen; lieber gäbe er sein Herzblut hin, als dass er mit ungerechten Mitteln Geld für seine Legionen beschaffte. Und das in einer Zeit des äussersten Notstandes! Krieg will er führen, aber einen moralischen Krieg, eine contradictio in adjecto! Natürlich geht die Schlacht verloren, ihm selbst bleibt nichts übrig, als sich den Tod zu geben, aber das moralische Prinzip ist gerettet, siegreich nimmt er es in die andere Welt hinüber und kann so mit Recht sagen:

> Ich habe Ruhm von diesem Unglückstage,
> Mehr als Octavius und Mark Anton
> Durch diesen schnöden Sieg erlangen werden.

Gewiss, Brutus hätte den „schnöden" d. h. durch unmoralische Mittel herbeigeführten Sieg um keinen Preis haben wollen, die Triumvirn sind weniger wählerisch und mit dem Erfolge als solchen durchaus zufrieden.

In Hamlets Leben fehlt die grosse sittliche That, infolge dessen verläuft seine Entwickelung gerade in der entgegengesetzten Richtung; seine Sittlichkeit wird untergraben, wie die des Brutus gesteigert wird. Aber denken wir uns, er hätte nach der Schauspielscene seinen Onkel zur Rechenschaft gezogen und bestraft, so würde auch er ganz im Stile des freiheitliebenden Römers sich selbst als eine durch das Richteramt geheiligte Person erschienen sein. Auch für ihn hätte die nachträgliche Rechtfertigung der Gewaltthat in der strengsten

Scheidung des Guten und Bösen gelegen, auch er hätte nach dem Tode des Königs den Dolch in die Scheide gesteckt, auf die Gefahr hin, das ganze Werk zu gefährden. Es ist der streng sittliche Standpunkt, der mit den Thatsachen nicht rechnet und für das Notwendige keine Augen hat. Unterstützung findet er aber, was die subjective Seite anbetrifft, bei Hamlet und Brutus in dem Mangel an Leidenschaft und der Unlust, mehr zu thun, als unbedingt durch das Gebot der Pflicht gefordert wird.

So gelten auch die schönen Worte, die die Triumvirn bezw. Fortinbras nach ihrem Fall zu beider Lobe sprechen, nicht dem, was sie geleistet haben, sondern dem sittlichen Prinzip, das sie beseelt hat. Er hätte sich höchst königlich bewährt, sagt der norwegische Prinz an Hamlets Leiche, wenn . . . . . ja wenn die vielen „Wenn“ nicht gewesen wären.

Mit diesen vereinzelten Charakterzügen, die wir bei beiden gemeinsam antreffen, ist weder das Wesen Brutus', geschweige das Hamlets erschöpft, die wenigen Bemerkungen sind gewissermassen nur die mathematische Formel, die dem lebendigen Bilde zu Grunde liegt, der Hauptnenner, auf den beide zurückzuführen sind.

Zu der Aehnlichkeit des Charakters gesellt sich im Drama die Gleichheit der Aufgabe, die beiden Männern gestellt wird, und die sie ihrer Veranlagung gemäss in derselben Weise aufnehmen und verarbeiten, wenn sie auch in der Ausführung voneinander abweichen.

So wie sie sind, haben sie die Vorgänge in Rom und in Dänemark mit Bangen verfolgt, Brutus sieht mit Besorgnis den Verfall der republikanischen Staatsform und Hamlet mit Grauen die Usurpation seines Onkels und die rasche Wiedervermählung seiner Mutter. Noch ehe sie zur Rache berufen werden, lastet eine besonders trübe Stimmung auf ihnen, ihr melancholischer Hang ist durch die äusseren Vorgänge noch gesteigert worden. Brutus hat, wie er selbst sagt, die Lust

am Spiel verloren, der muntere Geist des Antonius fehlt ihm, und seit kurzem quälen ihn Regungen streitender Natur, deren Gegenstück wir in Hamlets erstem Monolog mit dem charakteristischen Schluss „es ist nicht, und es wird auch nimmer gut“ wiederfinden. Beide sind aufgeregt und fühlen, dass Dinge um sie vorgehen, in die sie pflichtgemäss eingreifen müssten, aber die Empfindung ist noch dumpf und unklar, sie hat die Richtung, in der sie wirken soll, noch nicht gefunden; da ertönt der Ruf zur Rache. Cassius tritt auf und deutet entschlossen auf Cäsar, das ist der Mann, der den Staat umgestürzt, der uns alle zu Sklaven gemacht hat, töte ihn, so lautet sein Gebot, wie das des abgeschiedenen Vaters an Hamlet: Töte ihn, ihn, der an allem Unheil schuld ist, räche meine Ermordung, räche die Schmach deiner Mutter, töte ihn, ihn, meinen Bruder! Schon Vischer hat darauf hingewiesen, dass mit dem Begriff der „Blutrache“, ein Ausdruck, der häufig für Hamlets Aufgabe gebraucht wird, nicht auszukommen ist. Blutrache ist ein Rechtsinstitut, wenn auch ein sehr primitives und beruht auf der Anschauung, dass Blut mit Blut gesühnt werden muss, ohne dass sich die rächende That mit Notwendigkeit gegen die Person des Mörders selbst richtet. Im Hamlet wie im Cäsar handelt es sich um nichts anderes als Bestrafung eines Frevlers, der kraft seiner Stellung über das Gesetz erhaben ist, so dass ihm nur mit Gewalt beizukommen ist. Selbsthilfe lag den Menschen zu Shakespeares Zeit näher als uns, der Mann führte ein Schwert an der Seite, das er leicht aus der Scheide zog, und mit dem er sich selbst Recht schaffte, statt nach der Hilfe des Schutzmannes und des Staatsanwaltes zu schreien. Cassius will den Tod Cäsars, wie der trotz des Fegefeuers noch recht weltlich gesinnte Geist den des Claudius. Sein Ruf nach Rache kann nur in dem einen Sinne gedeutet werden, und wird auch von seinem Sohne nur so verstanden, nicht etwa als eine Aufforderung, den Frevel zu offenbaren und durch die Stimme der Oeffentlichkeit, den Usurpator zum Verzicht auf die Krone und zur Lösung

seiner blutschänderischen Ehe zu bestimmen. So würde ein moderner Hamlet vorgehen, mit seinem wohlgesichteten Material über die Grenze fliehen und von dort pikante Enthüllungen in die Welt schleudern. Brutus und Hamlet sollen töten. Es kommt hier nicht auf die Rechtsfrage an, ob Cäsar und König Claudius den Tod verdient haben, sondern nur auf das, was die aufsteigenden Racheengel, Cassius und der Geist, von unseren Helden verlangen. Das ist in beiden Fällen das gleiche, der Tod des Frevlers, denn auch Cäsar müssen wir im Sinne der Republikaner als solchen bezeichnen. Und zwar ergeht die Aufforderung aus rein persönlichen Gründen zur Bestrafung des begangenen Unrechtes. Bei Hamlet ist das ausser Frage, aber auch Cassius weiss nichts von der idealen Wiederherstellung der römischen Freiheit, überhaupt einem positiven Ziele, er will nur die Ermordung Cäsars, weil er sich über ihn und Brutus erhoben und sie zu Unfreien herabgedrückt hat; es sind negative und rein persönliche Gründe, aus denen er dem Imperator feindlich gesinnt ist (I, 2). Das Bild dieses nichtidealen Republikaners, der es als eine Schmach, als eine persönliche Beleidigung aufnimmt, dass sich einer von seinesgleichen über ihn erhoben hat, ist eine Meisterleistung Shakespearescher Seelenkunde, man vergleiche damit nur die Bemerkungen, die Bismarck in seinen Memoiren über seine Standesgenossen macht, die ihm die Erhebung in den Fürstenstand als etwas sie persönlich Verletzendes in ähnlicher Weise niemals verzeihen konnten. Der Ruf zur Rache trifft mit dem zusammen, was schon längst unbestimmt in der Seele unserer Helden gewühlt hat. „O, mein prophetisches Gemüt!“ ruft Hamlet bei den Mitteilungen des Geistes aus, wie Brutus Cassius' Worte im ahnungsschwangeren Herzen aufnimmt, in dem er selbst schon ähnliche Gedanken gehegt hat. Jetzt werden die schlummernden Regungen geweckt und auf ein bestimmtes Ziel hingelenkt. Blitzartig zuckt der entschiedene Hinweis auf das, was geschehen muss, durch das Gewölk der unklaren Empfindungen; der Entschluss fängt an zu gähren.

Bis zur Vollführung einer furchtbaren That
Vom ersten Antrieb ist die Zwischenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Der Genius und die sterblichen Organe
Sind dann im Rat vereint; und die Verfassung
Des Menschen wie ein kleines Königreich,
Erleidet dann den Zustand der Empörung.

So schildert Brutus die Vorgänge in seiner eigenen Brust, und so hätte er die Tragödie Hamlets zusammenfassen können, Dekomposition eines Menschen, der zwischen verschiedenen Erwägungen geteilt ist und den Entschluss, den Ausgang aus diesem Labyrinth, nicht finden kann, der eine That begehen soll, die er nicht begehen will. Der Zwiespalt liegt bei Brutus wie bei Hamlet zwischen dem Sollen und Nichtwollen, nicht etwa zwischen Wollen und Nichtkönnen, wie man bei letzterem nach Goethes Erklärung gewöhnlich anzunehmen pflegt.

Hamlet und Brutus fühlen beide, dass, wenn es so ist, wie der mahnende Rachebote aussagt, und im innersten Herzen hat weder der eine noch der andere einen Zweifel, dass es so ist, sie die Pflicht haben, seinem Rufe Folge zu leisten. Es bliebe also nur übrig, an die Ausführung des Planes zu denken, aber so schnell setzt sich bei ihnen die Vorstellung nicht in Entschluss und That um, die Ueberlegung tritt lähmend dazwischen. Denken wir uns Heinrich Percy an Hamlets Stelle; ohne Besinnen wäre er sofort nach der Offenbarung des Geistes in das Schloss gestürmt und hätte mit Gefahr seines eigenen Lebens den König im Kreise seiner Zechgenossen umgebracht. Anders unsere philosophisch geschulten Helden. Brutus' Anhänglichkeit an das republikanische Ideal und Abneigung gegen die Herrschaft eines einzelnen ist mindestens ebenso stark wie die des Cassius, Hamlets Empörung über den Frevel seines Oheims erreicht den denkbar höchsten Grad, aber bei beiden, als reflektierenden Naturen, hat die Leidenschaft nicht die Stärke und Tiefe, um dem Gegner kurzer Hand den Dolch durch den Leib zu rennen. Einen

inneren Trieb zur Rache fühlen weder Brutus noch Hamlet, und so bleibt für sie von der Mahnung des Rachegeistes nur das nackte Gebot der Pflicht übrig, das aber bei ihrem sittlichen Ernst für beide von höchster Bedeutung ist. Entziehen dürfen sie sich ihm nicht, aber Folge leisten wollen sie ihm auch nicht, da sie sich mit dem Gedanken an eine Mordthat nicht befreunden können. Wie aber sollen sie sich dieser Pflicht entledigen? Zunächst durch Vertagung; Brutus will die Sache noch einmal überlegen und zu gelegener Zeit (wenn es auf ihn ankäme, den griechischen Calenden) mit Cassius besprechen, wie auch Hamlet die Gelegenheit versäumt, den König in der ersten stürmischen Aufwallung zur Rechenschaft zu ziehen. Einen Aufschub haben sie gewonnen, und den Aufschub benutzen sie weidlich zum Nachdenken. Immer grösser werden in ihrer Vorstellung die Schrecken der Blutthat, die sie in erster Erregung nicht begangen haben und die sie bei kaltem Blute unter allen Umständen verwerfen. Doch das mahnende Gewissen muss aufs neue beschwichtigt werden, Brutus denkt daran, dass dieser Cäsar eigentlich ein ganz braver Kerl gewesen ist, wodurch die Thatsache, dass er sich die Alleinherrschaft angemasst hat, nicht im mindesten berührt wird, und Hamlet macht in seinem philosophischen Geist die Entdeckung, dass alle Menschen Schufte sind, und somit der König nicht schlechter wie die anderen ist. Jetzt ist der Gesichtspunkt gefunden, unter dem sie sich der auferlegten Pflicht entziehen können und zwar ein Gesichtspunkt, der den Vorzug hat, allen Seiten ihres Charakters, ihrer Thatenunlust, ihrer Leidenschaftlosigkeit und ihrem Idealismus Genüge zu leisten. Sie wollen die Mordthat nur begehen, wenn durch den Tod des Feindes ein positives Ziel, eine Besserung erreicht wird, also in dem einen Fall, wenn dadurch die römische Volksherrschaft, wie sie in Brutus Idealen lebt, wiederhergestellt, in dem anderen die aus den Fugen gegangene Welt wieder eingerenkt, also das Böse überhaupt aus der Welt geschafft wird. Kann der Erfolg nicht herbei-

geführt werden, bleibt die Mordthat nur eine That der Rache, so will weder Hamlet noch Brutus sie begehen. In dieser Form sieht die Aufgabe allerdings ganz anders aus, als sie von Cassius und dem racheheischenden Geiste gestellt worden war. Brutus und Hamlet haben sie erweitert und erheblich über das gesteckte Mass ausgedehnt, die Bestrafung des Schuldigen soll nun die erste Stufe zu einem schöneren und höheren Erfolge sein. In der neueren Form, und von der besseren Absicht geleitet sind beide bereit, die Aufgabe zu erfüllen, wenn sie jetzt nicht den einen Fehler hätte, unerfüllbar zu sein. Solange haben sie an ihr herumgedacht und gedeutelt, bis sie objektiv unmöglich geworden ist. Hamlet kann ebensowenig die Welt bessern und bekehren, wie Brutus die unrettbar entschwundenen Zeiten der Republik zurückzaubern kann. Das Volk ist nicht mehr fähig, frei zu sein, durch die Ermordung Cäsars ist für die Sache der Freiheit gar nichts gewonnen, so wenig wie durch die Bestrafung des Claudius für eine allgemeine Besserung der Menschheit. Aber dem Nichtwollen, wie es sich auf spekulativen Scheingründen und Ausflüchten aufbaut, setzt das Gebot der Pflicht sein unerbittliches Soll entgegen, und das ist der Zwiespalt, der in Brutus' Seele den „Zustand der Empörung" hervorruft und an Hamlet zum tragischen Verhängnis wird.[58]

Trotz der Aehnlichkeit des Charakters und der Empfindungen, mit denen beide den Befehl zum Handeln aufnehmen, erfüllt Brutus die ihm gewordene Aufgabe, während Hamlet seinem gemordeten Vater die Vollziehung der Rache schuldig bleibt, denn die in letzter leidenschaftlicher Wallung geschehene Tötung des Königs kann als eine planmässige Durchführung seiner Aufgabe nicht betrachtet werden, so dass wir berechtigt sind, in diesem Sinne von einer Nichterfüllung zu sprechen. Dabei hat der Dichter alles gethan, um dem Dänen seine That äusserlich zu erleichtern, er ist der jüngere und temperamentvollere im Gegensatz zu dem reiferen und kühleren Römer, er hat einen unwürdigen Verbrecher vor sich,

während jener den grössten Mann seiner Zeit ermorden soll. Brutus liebt Cäsarn, während Hamlet in Claudius nur seinen persönlichen Feind erblicken kann, der ihm selbst nach dem Leben trachtet, so dass ihn schon die Notwehr zur That treiben müsste. Dagegen ist Brutus ausschliesslich Angreifer und muss durch geheime Verschwörung mühsam die Gelegenheit zur That herbeiführen, die sich Hamlet wieder und wieder aufdrängt. Dazu kommt noch, dass die Autorität des Racheboten, der ihm gegenübertritt, viel bedeutender ist, als bei Brutus, es ist der abgeschiedene Geist seines Vaters, der als ein allen irdischen Wünschen entrücktes Wesen nur die Wahrheit sagen kann, während Cassius als lebender Mensch und besonders als anerkannter Feind Cäsars den Irrtümern und den Leidenschaften des Diesseits unterworfen ist.

Wir sind an dem Punkte angelangt, wo sich Brutus von Hamlet scheidet.

An intellektueller Begabung ist der Däne dem Römer weit überlegen, er besitzt einen durchdringenden Verstand, einen scharfen Einblick in Menschen und Verhältnisse, dazu ein wunderbares intuitives Erfassungsvermögen, das, von einer reichen Phantasie unterstützt, ihn geradezu als ein Genie erscheinen lässt. Zu jedem irdischen Handeln gehört aber ein gewisses Mass von Beschränktheit, ein blinder Glaube an sich selbst und an die Wirksamkeit, an den Erfolg der eigenen That. Wer ganz weise ist, wer die Welt vollständig begriffen hat, thut überhaupt nichts mehr, sondern wartet und betrachtet wie Buddha. Brutus ist von der Höhe dieses Standpunktes weit entfernt, sein Denken ist beengt wie das jedes Politikers, sein Blick getrübt durch die Brille des Parteimannes; er ist kurzsichtig im Gegensatz zu dem weitsichtigeren Hamlet. Dieser will nicht handeln, weil er sich einen Erfolg von seiner That nicht versprechen kann, jener hat in der erweiterten Form, der Wiederherstellung der römischen Freiheit, den Gesichtspunkt gefunden, unter dem er subjektiv die von ihm geforderte Blutthat begehen kann, unter dem sie aber objektiv

vollständig wertlos ist. Er verfällt nun in den gewöhnlichen Irrtum des Politikers, die Menschen mit den Zuständen zu verwechseln, er sieht den Alleinherrscher, nicht aber die Frösche, die den Storch zum Herrn haben müssen. So erscheint ihm Cäsars Tod als förderlich für die Sache der Freiheit, ja als die Freiheit selbst, und er entschliesst sich, ihn zu töten. Das Mögliche, Cäsarn für seine frevelhafte Ueberhebung zu strafen, wie Cassius gefordert hatte, hat er nicht gewollt, um statt dessen das Unmögliche, die Erneuerung der Freiheit, zu unternehmen. Wie zum Hohn schallt ihm, dem „Befreier", der Ruf des Volkes entgegen: „Brutus werde Cäsar!" Die Frösche wollen den Storch durch die Schlange ersetzen.

Wie anders Hamlet! Einen persönlichen Racheakt will auch er nicht begehen, in seiner tieferen Einsicht erkennt er aber, dass für seinen grossen Zweck, die Einrenkung der aus den Fugen gegangenen Welt, durch den Tod des Königs gar nichts gewonnen ist. Und wenn nicht, warum soll er ihn töten? warum „sollen alle das Leben behalten bis auf einen?" Der Tod des Claudius ist für ihn ein unbrauchbares Mittel, während für Brutus' beschränkte, politische Weisheit die Ermordung Cäsars als ein brauchbares gilt. Der Unterschied zwischen den beiden Männern liegt auf der Seite des Intellektes, die Aehnlichkeit in ihrem Charakter.

Zum besseren Verständnis und zur subjektiven Ergänzung unseres Vergleiches müssen wir einen kurzen Blick auf Hamlets Charakter werfen, wie er sich vor und während der Tragödie entwickelt.

Schon vor der Erscheinung des Geistes können wir einen schwermütigen Hang, einen gewissen schwärmerischen Pessimismus bei ihm beobachten, mit dem seine philosophische Neigung zur Verallgemeinerung in engstem Zusammenhange steht. Die Schwachheit seiner Mutter wird von ihm gegen das ganze weibliche Geschlecht ausgebeutet, obgleich er in Ophelia den Beweis des Gegenteiles vor Augen hat. In gleicher

Weise erwächst ihm aus der Schandthat des Königs die Einsicht in die Schlechtigkeit und Abscheulichkeit der ganzen Menschheit. Die Menschen sind ihm vergällt (man delights not me). Ophelia soll in ein Kloster gehen, wozu will sie Kinder gebären, die doch schon von der Geburt an der Sünde verfallen sind? Er selbst macht davon keine Ausnahme, auch in ihm wühlt die Bestie im Menschen oder, um seine eignen Worte zu gebrauchen, es ist etwas Gefährliches in ihm, er könnte sich solcher Dinge anklagen, dass es besser wäre, die Mutter hätte ihn nie geboren, denn er wie alle Menschen ist ein ausgemachter Schurke. Wenn er aber auf der einen Seite als Mitglied der menschlichen Gesellschaft Teil an der allgemeinen Verderbnis hat, so fühlt er sich auf der anderen gerade durch diese Erkenntnis über die Masse erhaben. Wie der Weltverächter in sich noch den Verächter achtet, so Hamlet in sich den Erkenner, er verehrt in sich das sittliche Ausnahmewesen, das in der Lage ist, die Lasterhaftigkeit und niedrige Gesinnung der anderen zu durchschauen und mit Abscheu von sich abzuweisen. Er selbst fühlt sich in seiner Leidenschaftlosigkeit frei von ihren gemeinen Begierden, ein Umstand, durch den seine Selbstschätzung wesentlich gesteigert wird, dass er sich als ehrlicher Mann wie ein Auserwählter unter Zehntausenden vorkommt (II, 2). In seiner hohen Meinung wird er dadurch bestärkt, dass ihm wirklich etwas ganz Ausserordentliches begegnet, nämlich die Erscheinung des Geistes, der ausdrücklich aus dem „Bezirk, aus dem kein Wanderer wiederkehrt“, in die Welt zurückgesandt wird, um ihm, Hamlet, eine Botschaft zu übermitteln, um ihn zur Rache und Bestrafung des blutschänderischen Oheims aufzufordern. Hamlets erste Empfindung ist ganz im Sinne der Mahnung, „auf Schwingen, rasch wie Andacht und der Liebenden Gedanken“ zur Rache zu stürmen. Aber er thut es nicht. Was ist die Ursache seiner Säumnis? Mangel an Mut gewiss nicht, wir haben ihn als unerschrocken bei der Annäherung des furchtbaren Gespenstes erkannt. Rücksicht auf die Blutsver-

wandtschaft oder Scheu vor der Heiligkeit der Majestät? Hamlet weiss, wie viel diese Begriffe in dieser Gesellschaft wert sind. Weder halten ihn Gewissensbedenken von der Blutthat zurück, denn mit souveräner Gleichgiltigkeit befördert er die armen Schelme Rosenkrantz und Güldenstern, die, wenn auch albern, so doch keine todeswürdigen Verbrecher sind, in das bessere Jenseits, noch Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Geistes. Seine ganze Erscheinung ist nicht danach angethan, um nur die geringsten Bedenken aufkommen zu lassen, wie auch Hamlet den besorgten Gefährten erklärt, dass es ein „ehrliches Gespenst" sei (I, 5). Hamlet will nicht handeln. Auf seine ersten, stürmischen Impulse hat sich, wie Mehltau auf die Blüte, die Reflexion gesenkt und hat die Leidenschaft, die die furchtbare That erzeugen könnte, durch Denken gebrochen. Nachdem die erste Empörung schnell verrauscht ist, sträubt sich sein ganzes Wesen gegen die Blutthat, die ihm auch als persönlicher Racheakt viel zu unbedeutend und eines Auserwählten, wie er ist, nicht würdig erscheint. So will er sie auf keinen Fall begehen; unter dem höheren, für ihn sehr schmeichelhaften Gesichtspunkt, dass er zum Rächer und Verbesserer der aus den Fugen geratenen Welt berufen ist, wäre er wohl bereit, sie zu begehen, aber wozu? Mit seiner tiefen Einsicht muss er sich sagen, dass die Ermordung seines Oheims für diesen Zweck bedeutungslos ist, aber er klammert sich um so inniger an die Mission des Weltverbesserers, je triftigere und willkommenere Gründe sie seiner absoluten Unthätigkeit bietet. Den König hätte er wohl erstechen können, auch einen Aufstand erregen wie Laertes, wenn er gewollt hätte, dessen ist er sich bewusst, und das ist der Sinn ihres Zusammentreffens am Grabe Opheliens. Gereizt ruft Hamlet ihrem trauernden Bruder zu: Was du kannst, kann ich auch. Auch ich hätte an der Spitze eines zusammengerafften Haufens dem König mit der gezogenen Klinge gegenübertreten können. Aber wozu? Was ist ihm der König? Ein sündiger und verbrecherischer Mensch mehr

oder weniger auf der Welt. Es lohnt sich nicht, den einen abzuthun, wenn die, die mit ihm sind und nach ihm sein werden, doch nicht besser sind. Besteht die Welt aber wirklich nur aus Schuften, so entfällt für ihn jeder Grund, den einen zu bestrafen, und er hat ein Recht, die That, die er nicht begehen will, zu unterlassen. Um die mahnende Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen, macht er sich daran, Beweise für die Schlechtigkeit dieser Welt zusammenzutragen. Mit seiner scharfen Beobachtungsgabe inmitten dieser Gesellschaft des Luges ist ein ausreichendes Material bald gesammelt, das ihm als Entschuldigung seiner Unthätigkeit ebenso willkommen ist, als es sein sittliches Gefühl empört. In der heuchlerischen Freundschaft Rosenkrantzs und Güldensterns, in der albernen Dienstfertigkeit Polonius', ja sogar in dem vermeintlichen Verrat Opheliens, die sich als Spionin gegen ihn gebrauchen lässt, findet er Beweise für die allgemeine Verderbnis. Ueberall Schlechtigkeit, nichts als Schlechtigkeit! Das ist die See von Plagen, die sich gegen ihn, den vereinzelten Schwimmer gegen den Strom heranwälzt. In dieser Erkenntnis ekelt es ihn vor der Welt, vor den Menschen und sich selber, und vor allen Dingen ekelt es ihn, handelnd einzugreifen.[59] Am liebsten ginge er aus der Welt und machte mit einem Dolchstoss der eignen Qual ein Ende, aber abgesehen davon, dass der Ewige ein Gebot gegen Selbstmord gesetzt hat, so darf er die Welt nicht verlassen, ohne seine Pflicht erfüllt zu haben, zu der er berufen ist. Sein Gewissen bleibt allen philosophischen Umgehungen und Erörterungen gegenüber unerbittlich und fordert von ihm die That der Rache, die er so schön hinwegphilosophiert hat. Hamlet muss bleiben und muss in der verruchten Gesellschaft weiterleben. Aber wie? In der Königin kann er nicht mehr die Mutter, in dem König nicht mehr das Staatsoberhaupt sehen, die Menschen sind Schurken und Narren, deshalb stellt er sich wahnsinnig, denn nur in dieser Maske kann er es noch unter Menschen aushalten. Mit seiner Aufgabe hat der Wahnsinn gar nichts zu

thun, er ist für sie weder zweckmässig noch zweckwidrig, sondern völlig bedeutungslos. Der ältere Brutus stellt sich unzurechnungsfähig, um sich vor der Wut des Tarquinius zu retten, genau so der Hamlet der Sage und vermutlich der des vorshakespeareschen Stückes. Für unseren Helden fällt der Grund fort. Man hat behauptet, er wolle den König überführen. In welcher Weise das durch den simulierten Wahnsinn geschehen soll ohne das zufällige Eintreffen der Schauspieler, ist unerfindlich, und ausserdem ist es überflüssig. Hamlet hat an der Echtheit und Wahrhaftigkeit der ihm gewordenen Erscheinung keinen Zweifel, diese Einreden bringt er erst nachträglich vor und sie haben nur dilatorischen Charakter.

Um die Exposition des Hamlet zu gewinnen, haben wir vorschauend den Verlauf des gesamten Dramas überblicken müssen; jetzt bietet uns das Problem keine Schwierigkeiten mehr. Es handelt sich um den seelischen Kampf eines Mannes, der eine sittliche Pflicht, die ihm auferlegt ist und die er als solche anerkennt, nicht erfüllen will. Auf jede nur denkbare Weise sucht er sich ihr zu entziehen, obgleich er das Bewusstsein hat, dass er durch seine Unthätigkeit allen rechtlichen und moralischen Forderungen in das Gesicht schlägt. Die Tragödie ist ganz innerlich, sie spielt sich ausschliesslich in Hamlets Brust ab, und die äusseren Ereignisse sind nur insoweit bedeutungsvoll, als sie auf sein Wollen oder Nichtwollen zurückwirken oder der thatsächliche Ausdruck seiner Empfindungen sind. Den Fortschritt, wir können auch beinahe sagen den Rückschritt der Handlung erkennen wir an den Monologen (in Akt V tritt das Gespräch mit Horatio dafür ein), die wie Gradmesser in den einzelnen Akten zur Beobachtung der steigenden oder fallenden Flut seiner Empfindungen aufgestellt sind. Die zur That treibende Stimme des Gewissens versucht Hamlet mit den verschiedensten Gründen zu betäuben. Teils verneint er seine Aufgabe unmittelbar, indem er sie unter einem höheren, philosophischen Gesichtspunkt als

zwecklos hinstellt, teils sind seine Einwände aufschiebender Natur, die Gelegenheit sei nicht günstig, die Strafe des Königs nicht grausam genug oder der Geist habe vielleicht gelogen. Aus diesen Gründen veranstaltet er das Schauspiel im Schauspiel, das wie der simulierte Wahnsinn für die Durchführung seiner Aufgabe gar keinen Zweck hat und nur zur Beschönigung seiner Unthätigkeit dient. An der Schuld des Königs hat er nicht den leisesten Zweifel gehabt, zum offenen Geständnis bringt er ihn nicht und hat auch kein Interesse daran, da ihm die Meinung der anderen bis auf Horatio, der gleich ihm schon überzeugt ist, völlig gleichgiltig ist. Der Gedanke, das Verbrechen müsse noch erwiesen werden, ist eine Finte Hamlets, um die That hinauszuschieben, das Schauspiel selbst ein Selbstbetrug, dass er etwas thue, während er in Wirklichkeit nichts oder wenigstens nichts zum Ziele Führendes thut. Er bereitet sich vor auf den Tag, da er die grosse That begehen wird, da er die aus den Fugen gegangene Welt wieder einrenken wird! Leider gehen seine Vorbereitungen über harmlose Theatervorstellungen hinaus. Ein Mann, von dem so Ungeheures verlangt wird, muss frei sein und darf durch keine anderweiten Rücksichten behindert werden. Dieser Selbsttäuschung bringt er seine Liebe zum Opfer, und mitleidslos tritt er die arme Ophelia in den Staub. Sein Gewissen ist wieder für einige Zeit beruhigt, er hat ja etwas gethan, er bereitet sich vor! Auf die Dauer ist die mahnende Stimme durch solche Ausflüchte und Scheingründe nicht zu beschwichtigen; in energischen Ausbrüchen, die durch das mannhafte Auftreten Fortinbras' und die leidenschaftliche Deklamation des Schauspielers unterstützt werden, regt sich das Pflichtbewusstsein, das in den zürnenden und selbstschmähenden Monologen zum Durchbruch kommt. Das Schauspiel im Schauspiel wirft alle Ausreden über den Haufen. Wenn je, so muss Hamlet jetzt handeln, die günstigste Gelegenheit bietet sich ihm, aber wieder weiss er ihr unter einem nichtigen Vorwande auszuweichen. Statt den Dolch zu zücken, stürmt er in das Gemach seiner

Mutter, um Dolche zu reden, schwatzt dort sein Geheimnis aus und bringt sich dadurch um die Möglichkeit, überhaupt noch etwas zu thun. In dieser Scene liegt der Höhepunkt und die Peripetie des Stückes, die durch die nochmalige Erscheinung des Geistes in sinnfälliger Weise hervorgehoben ist. Er kommt, um den abgestumpften Vorsatz eines pflichtvergessenen Sohnes zu schärfen, um ihn wie im ersten Akt zur Rache an König Claudius aufzufordern. Aber welche Veränderungen sind seitdem vor sich gegangen! Jetzt ist es zu spät. Seine Unthätigkeit hat sich gegen Hamlet selbst gekehrt und ihm das Mark aus den Knochen gesogen. Das Nichtwollen ist zum Nichtkönnen geworden, die Entschluss- und Handelsfähigkeit ist ihm durch Nichtgebrauch dieser Kräfte abhanden gekommen. Auch sein sittliches Empfinden ist unterwühlt, er hat sich daran gewöhnt, mit Schuften zu leben. Dadurch, dass sich seine Gedanken und nur seine Gedanken mit dem Verbrechen beschäftigen, ist es für ihn zu etwas Positivem, etwas Feststehendem, man könnte beinahe sagen, Vertrautem geworden, das ihm nicht mehr so entsetzlich dünkt und ihn weniger empört wie früher. Auf der anderen Seite ist die Situation aber auch äusserlich zu seinen Ungunsten verändert. Der König weiss jetzt Bescheid, er ist auf seiner Hut und hat schon Massregeln ergriffen, um seinerseits zum Angriff überzugehen. Jetzt gilt es für Hamlet nicht mehr, für andere als Rächer aufzutreten, sondern für sein eigenes Leben zu kämpfen. Doch seine moralische Auszehrung hat schon so weit um sich gegriffen, dass er nicht einmal das wenige noch leisten kann, sondern widerstandslos lässt er sich auf das Schiff nach England bringen, und nur durch einen Zufall wird er von dem sicheren Verderben bewahrt. In dem Zufall, der im allgemeinen im Drama zu verwerfen ist, liegt hier die höchste, dichterische Kunst, es ist von der grössten Bedeutung, dass Hamlets Rettung rein zufällig ist, ein glückliches Ereignis, auf das er überhaupt nicht mehr rechnen konnte. Statt aber die noch einmal gebotene Gelegenheit zu gebrauchen, kehrt

er nach Dänemark zurück und läuft willenlos zum anderen Male dem König in das gestellte Netz. Seine Unthätigkeit ist zum Fatalismus ausgeartet. „Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft, geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein, ist alles.“ Mit dieser melancholischen, schicksalsergebenen Weisheit lässt sich der Mann zur Schlachtbank schleppen, der „schnell wie des Liebenden Gedanken“ zur Rache eilen wollte! Wir gönnen es ihm, dass ihn endlich der tödliche Stich trifft, der seiner Qual ein Ende macht und seinem kranken Herzen Heilung bringt. Das verzehrende Gift in seinen Adern giebt ihm zuletzt die Kraft, den kurzen Degenstoss zu führen, zu dem sein ganzes Leben nicht ausgereicht hat, und so genügt er wenigstens im Tode seiner moralischen Verpflichtung.

Es ist uns leider hier nicht vergönnt, den Charakter Hamlets in allen Einzelheiten zu verfolgen; viele Seiten seines Wesens, besonders seine Beziehungen zu Ophelia, haben wir nur oberflächlich streifen können, da sie für einen Vergleich mit Brutus, der für uns das leitende Motiv bildet, nicht in Betracht kommen.

Brutus und Hamlet haben ausgelitten, beide scheiden als Ueberwundene von dem Leben, jener in voller Zufriedenheit mit sich selbst, dieser zerrissen und besorgt um seinen Nachruhm. Und doch, wie verschieden ist ihr Erfolg! Mit Brutus wird seine Sache zu Grabe getragen. Der Cäsar, den er ermordet hat, lebt und ist stärker und mächtiger als je zuvor. Der freiheitsliebende Mann geht als letzter Römer von dieser Erde; von seinen Hoffnungen und Idealen ist nichts zur Wirklichkeit geworden.

Hamlet dagegen hat alles erreicht, was ihm in seinen kühnsten Träumen vorgeschwebt hat. Nicht nur der Mord seines Vaters ist gesühnt, sondern auch die aus den Fugen gegangene Welt ist wieder eingerichtet. Mit Fortinbras bricht eine neue und bessere Zeit an, als die alte war. Sein Leben

ist zum Opfer gefallen, aber mit ihm ist zugleich das ganze Geschlecht der Sünde und der Ungerechtigkeit ausgetilgt worden. Nicht durch seine Thaten hat er das schöne Ziel erreicht, sondern allein durch das Vorhandensein und das Gewicht seiner sittlichen Persönlichkeit. In der allgemeinen Verderbtheit hat sie wie ein Tropfen heilkräftiger Lymphe gewirkt, die den ganzen Organismus in Gärung versetzt, ja selbst in Eiterung übergeht, bis der Körper alle krankhaften Stoffe ausgeschieden hat. So bleibt Hamlet, der Vorkämpfer einer neuen Zeit, zum Schluss doch Sieger, während Brutus, der Vertreter des für ewig Verlorenen, als Besiegter das Schlachtfeld deckt.